Auf der Strecke geblieben

Was die Idee vom Fair Play im Sport so beschädigt hat / Von Joachim Bürkert

Der Sport ist eine Schule für das Leben, und sein Erziehungswert bewährt sich gerade in schwierigen Zeiten. "Fairneß braucht das Land", forderte deshalb der Politikberater Warnfried Dettling und empfahl unserer Gesellschaft, "an die Kultur des Sports anzuknüpfen". Das war vor einem Jahr. Inzwischen dürfte auch Dettlings argloser Glaube an die "Kultur des Sports" erschüttert sein.

Die den Sport kultivieren, haben ihren Acker schlecht bestellt: Der olympische Tempel versinkt im Morast der Korruption, der nach neuen Rekorde gierende Schausport kommt nicht mehr ohne Drogen aus: "Foul Play" hinter den Kulissen, während auf der Bühne dem "Fair Play" gehuldigt wird. "Der Sport lebt die Ideale der Gesellschaft vor – Chancengleichheit und Fairneß", lautet einer jener Sprüche, die zum rhetorischen Rüstzeug eines jeden Sportfunktionärs gehören. Das sei pure Heuchelei, meinen Kritiker, während andere gerade in Zeiten der Krise die sportliche Moral hochhalten. Zu diesen gehört der Chef des Nationalen Olympischen Komitees, Walther Tröger. "Fairneß ist oberstes Gebot olympischen Denkens und Handelns und muß es, ungeachtet der vielfältigen Anfechtungen, auch bleiben", sagt er. Aber wie kann dem Gebot Geltung verschafft werden? Hat es noch die Kraft, den aus den Fugen geratenen Spitzensport zu läutern? Für den Heidelberger Sportwissenschaftler Hermann Rieder ist der Kampf um das Fair Play ein "Überlebenskampf des Sports insgesamt"

Es geht um die sportliche Tugend schlechthin: Mit dem Fair-Play-Grundsatz hat der Sport ein eigenes ethisches Prinzip hervorgebracht. Ein Prinzip, das nicht nur auf den sportlichen Spielfeldern von Bedeutung ist, sondern zum Maßstab gesellschaftlichen Handelns überhaupt erhoben wurde: Auch das alltägliche Zusammenleben in unserer Gesellschaft müsse den Gesetzen des Fair Play folgen. Der Sport könne ein Übungsfeld dazu bieten, fair zu sein, Fairneß zu erleben und einzuüben, um dann im Alltag dieses Verhalten anzuwenden.

Doch welches Verhalten ist gemeint? Allgemein anerkannt ist, daß Fair Play nicht nur die formelle Einhaltung der Spielregeln bedeutet: "Der Sportler, der das Fair Play beachtet", definiert Richard von Weizsäcker, "handelt nicht nach den Buchstaben, er handelt nach dem Geist der Regeln. Im Fair Play wahrt der Sportler seine eigene Würde, indem er die Würde seines Gegners oder Mitbewerbers achtet." Als weitere Merkmale der sportlichen Fairneß werden üblicherweise genannt: die Idee der Chancengleichheit; die Idee, Nachteile in Kauf zu nehmen, um den Gegner zu schützen; der echte und ehrliche Einsatz der eigenen Kräfte; die rechte Haltung in Sieg und Niederlage. Der Gehalt der Fairneß-Idee hat sich im Laufe der Geschichte gewandelt. Dennoch sind unsere heutigen Auffassungen dieser Idee immer noch stark von ihrer ursprünglichen Fassung geprägt. Sie stammt aus England, dem Mutterland des modernen Sports.

For when the one great scorer comes / To you won or lost / But how you played the game. Ein Gedicht von Grantland Rice, das in wenigen Worten den Kern der englischen Fairneß-Idee trifft und den lieben Gott als vorbildlichen "sportsman" ausweist: "Wenn der große Anschreiber dereinst deine Punkte zusammenzählt, schaut er nicht darauf, ob du gewonnen oder verloren hast, sondern wie du das Spiel gespielt hast." Der Fair-Play-Begriff ist, wie der Sporthistoriker Allen Guttmann festgestellt hat, eine Erfindung der englischen Oberschicht der viktorianischen Epoche. Für die Gentlemen war das Sporttreiben Bestandteil ihrer Lebensweise und Ausdruck ihrer privilegierten gesellschaftlichen Stellung. Sie hatten genügend Zeit und Geld, um frei und unabhängig Sport zu treiben: zu rudern, Cricket, Fußball oder Tennis zu spielen. Sie betrieben ihre Übungen und Wettkämpfe "for pleasure", als Spiel, ohne Not und Notwendigkeit. Guttmanns Assoziationen zum Cricket-Spiel machen etwas von der Atmosphäre dieser Welt spürbar: "Das Spiel ist eng verbunden mit Oxford und Cambridge, mit dem ländlichen Adel, mit der Kolonialverwaltung, mit makellosen Sportanzügen und einwandfreier Haltung, mit dem von ,Fortnum and Mason' gelieferten, neben dem Spielfeld getrunkenen Tee.'

Wenn die Gentlemen ihre Sportlichkeit als "fair" bezeichnet haben, dann wird hier deutlich, daß sie damit nicht nur eine moralische Haltung, sondern auch einen ästhetischen Wert gemeint haben. Die Moral kommt aus der Ästhetik, zumindest sprachgeschichtlich. Das Wort "fair" - erstmals im Jahr 888 in der englischen Sprache belegt - bedeutet ursprünglich soviel wie "schön aussehend" und gewann erst in späteren Jahrhunderten den moralischen Wert

von "gerecht". Der Heidelberger Anglist Michael Shiels nennt als Beispiel "My Fair Lady": "Das bezieht sich nicht auf die Ehrlichkeit der Frau, sondern einfach, daß sie schön aussieht. Also ,a fair play' heißt auch, das war schön gespielt, das war fein ge-

Fair Play als ästhetischer Wert: Diese Vorstellung ist auch in die sogenannte oOlympische Idee und somit in die Sportwelt des 20. Jahrhunderts eingeflossen. Pierre de Coubertin, der Wiederbegründer der Olympischen Spiele, wollte den sportlichen Wettstreit zu einem "Kult der Schönheit und Anmut" veredeln. Das verbissene und allzu ehrgeizige Streben nach dem Sieg störte die ästhetische Reinheit des Sports und erschien den Gentlemen als vulgär und verachtenswert.

Seine eigentliche Ausformung gewann der Fairneß-Begriff in den sogenannten "Public Schools", den Eliteschulen des Landes wie Eton, Harrow, Winchester, Charter-house und Rugby. Nach englischem Selbst-verständnis ist die Schule Schoß der Nation. Niemand hat das deutlicher ausgedrückt als der Duke of Wellington: "Die Schlacht von Waterloo wurde auf den Spielfeldern von Eton gewonnen." Daß mit Fair Play Schlachten gewonnen werden können, ist ungewöhnlich. Acht Jahrzehnte nach Waterloo jedenfalls schwärmte auch Baron de Coubertin von der "kräftigen und mannhaften" Erziehung in den englischen Schulen: "Den Verdiensten dieser Erziehung muß man zum größten Teil die ungeheure Ausdehnung des Britischen Reiches und die hohe Machtentwicklung zuschreiben, welche die Engländer unter der Regierung der Königin Victoria erreicht haben. Es ist interessant festzustellen, daß diese Fortschritte mit der pädagogischen Reform zusammenfallen, welche in dem Vereinigten Königreich um das Jahr 1840 vorgenommen wurde. In dieser Reform nimmt die körperliche Übung in gewissem Grade die erste Stelle ein, man macht sie dem sittlichen Erziehungswerk dienstbar."

Als Reformator des englischen Schulwesens ist vor allem Thomas Arnold, der langjährige Direktor der Rugby-School, in die Geschichte eingegangen. Im Sport fand er das geeignete Instrument, um die verwöhnten und aufmüpfigen Kinder der Oberschicht zu disziplinieren und zu zivilisieren. Die künftigen Führungskräfte des Empire sollten im Spiel Tugenden verinnerlichen wie Selbstbeherrschung, Pflichtbewußtsein, Gemeinschaftsgeist, Gerechtigkeit, Ehre und Ehrlichkeit. Nachdem jahrzehntelang chaotische Zustände an den Public Schools geherrscht hatten, stellte 1864 eine Regierungskommission zufrieden fest: "Die Kricket- und Fußballfelder sind nicht lediglich Orte des Zeitvertreibs. Sie helfen vielmehr, einige der wertvollsten gesellschaftlichen Qualitäten und männlichen Tugenden auszubilden. Daher nehmen sie in der Erziehung einen ähnlich wichtigen Platz ein wie die Unterrichtsräume und Wohngebäude der Internate."

Die Idee von Fair Play und "good sportsmanship" breitete sich aus. Von den Public Schools gingen die Schüler an die Universion dort in die Welt -- nach Kanada, Indien, Afrika, Australien. Im Zeitalter des Imperialismus fühlten sie sich als Herrscher und Missionare. Auch die populäre Literatur der Zeit transportierte das Fair-Play-Ethos.

Auch nach Nordamerika wurde die viktorianische Sportethik exportiert. Die Erzieher an den elitären "Private Preparatory Schools" der Ostküste taten ihr Bestes, um englische Sitten und Zustände nachzuahmen. Endicott Peabody zum Beispiel, der einer der vornehmsten Familien Neuenglands entstammte, studierte in England an der Cheltenham School und am Trinity College in Cambridge. Als er nach Amerika zurückkehrte, gründete er 1884 die "Preparatory School Groton", wo er das Evangeli-um des Fair Play predigte.

Allgemein waren die englischen Pädagogen überzeugt von der universalen Gültigkeit ihrer Erfindung. Sie wollten ihr Verständnis von Sportlichkeit auch den unteren Schichten der Gesellschaft beibringen, denn auf den Sportfeldern der Arbeiterklubs suchten sie vergeblich nach Fair Play. Fußball und Cricket wurde auch dort gespielt. Aber es herrschten weit rauhere

Die Gentlemen der Freizeitschicht hatten kein Interesse daran, ihren Sport mit den unteren Kasten zu teilen. Wie Allen Guttmann festgestellt hat, war die Fairneß das Produkt einer bestimmten Klasse und weniger Ausdruck des englischen Nationalcharakters. Um unter ihresgleichen bleiben zu können, erfanden die Gentlemen die Amateur-Regel. Der Ausdruck "Amateur" leitet sich von dem lateinischen Wort "amare" ab. Danach ist Amateur, wer Sport aus Liebe zum Spiel, zur Sache betreibt, "sport for sport's sake". Der Philosoph und Ruder-Ôlympiasieger von 1960 Hans Lenk

hielt diese Bezeichnung jedoch stets auch für einen Euphemismus: "Im ursprünglichen Sinn dienten die Amateur-Regeln dazu, die Arbeiterklasse aus bestimmten Sportarten auszuschließen, um den Sport ,sauber', sprich: fair, zu halten. Die Arbeiterklasse verstehe das Prinzip der Fairneß und des Gentleman-Sports nicht." Die sporttreibende Oberschicht definierte jeden Athleten als Profi, der seinen Lebensunterhalt als Arbeiter, Handwerker oder einfacher Angestellter verdiente - auch wenn er kein Geld für sein Sporttreiben

Wie streng die Briten ihre Regeln auslegten, zeigt das Beispiel des Ruderers John Brendon Kelly, Vater der Schauspielerin Grace Kelly und späteren Fürstin Gracia von Monaco. Als Bauunternehmer schon zu Reichtum gekommen, wurde Kelly nicht zur berühmten Henley Regatta zugelassen, weil er früher Maurer gewesen war. Er galt damit als Berufssportler. Der Amateur-Begriff und der Begriff des Fair Play waren so-

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts wuchs der Sport aus der Privatheit aristokratischer Vergnügungen heraus und drängte in alle Bevölkerungsschichten. Das heitere zweckfreie Spiel wandelte sich zum ernsten Wettkampf. Dies zeigt das Beispiel Fußball. Hinter den Mauern der englischen Elite-Internate entwickelt, war der moder-ne Fußball in seinen Gründerjahren ein exklusives Freizeitvergnügen für Gentlemen. Die Spielregeln waren auf das Ethos der Oberschicht zugeschnitten. Einen Schiedsrichter oder Spielstrafen gab es nicht. Da-hingehend erweitert wurden die Regeln erst, als sich der Spielbetrieb auf die unteren Schichten ausdehnte. Nicht wenige sahen in dieser Entwicklung das Ideal des Fair Play in Gefahr. Als 1891 der Strafstoß eingeführt wurde, empörte sich ein Gentleman-Kicker: "Es ist eine Beleidigung des Ansehens von Sportsleuten, wenn sie unter einer Regel spielen müssen, die unterstellt, daß die Spieler ihrem Gegner absichtlich ein Bein stellen, treten und schlagen und sich benehmen wie üble Kerle der gewissen-

chen dienstbar zu machen. Jungen Athleten ermöglichte der Sport außerordentliche Karrieren, verbunden mit Geld, Ruhm und sozialem Aufstieg. Doch galt dies freilich nur für die Sieger. Im Kampf um den Erfolg bedienten sich die Wettkämpfer zunehmend unfairer Methoden. "Nice guys finish last", lautet ein sprichwörtlicher englischer Satz. Der Sportsoziologe Gunter Pilz pflichtet dem bei: "Wenn wir uns heute im Wettkampf- und Leistungssport umsehen, dann ist eigentlich nicht das Fair play gefragt, sondern die cleveren und guten Spieler sind diejenigen, die im richtigen Moment wissen, wie man auch ein Foul begeht im Interesse des Erfolgs. Der Erfolg ist das Maß aller Dinge, und dem hat sich alles unterzuordnen.

Auch die Gesundheit der Athleten, wie bei der Erfolgsstrategie Doping. Nicht nur deshalb ist Doping der perfide Verstoß gegen die Regeln der Fairneß, auch der Lüge wegen. Der medikamentöse Leistungsbetrug wird in den Tiefen des Körpers verborgen. Dort die verbotenen Mittel aufzuspüwird das Doping oft mit einer gleichsam subversiven Erfolgsmoral geduldet, gefördert oder gefordert - von Sportfunktionären etwa. Denn warum etwa war das Know-how des DDR-Staatsplandopings nach der Wen-

de auch im Westen so gefragt? Nach 1990 waren unter den ehemaligen DDR-Trainern nur die Doping-Mittäter international begehrt. Der internationale Sport demonstrierte damit, urteilen die Sportwissenschaftler Giselher Spitzer und Gerhard Treutlein, "daß er seine Systemlogik akzeptiert – viele Erfolge und möglichst starke Leistungssteigerungen um jeden Preis". Umgekehrt wurden interne Kritiker zum Schweigen gebracht oder eliminiert. Als etwa der frühere Präsident des Deutschen Leichtathletikverbandes Eberhard Munzert nach dem Tod der Siebenkämpferin Birgit Dressel im Jahr 1987 einen strikten Anti-Doping-Kurs zu steuern versuchte, sei er "einem regelrechten Mobbing ausgesetzt gewesen, bis er zurücktrat".

Neuerdings wird auf die Wirtschaft als Retter aus der Not gesetzt. Seriöse Sponsoren könnten es sich nicht leisten, meinte jüngst der Sportwissenschaftler Ommo Grupe, Sportler zu fördern, "die vielleicht am nächsten Tag auf der Dopingliste auftauchen". Tatsächlich macht sich ein ertappter Betrüger nicht gut als Werbepartner, aber ebensowenig sind Verlierer gefragt. In der "mitfinanzierenden Wirtschaft" ein "wirksames Regulativ" hinsichtlich des pharmakologischen Foul Play zu sehen ist ebenso ein Illusion wie die Hoffnung auf die vielbeschworene Selbstreinigungskraft des organisierten Sports.

Den Takt im Kampf gegen das Doping gibt derzeit die Politik an, und damit zeichnet sich eine "europäische Zeitenwende" (Spitzer/Treutlein) ab. Den Anfang hat die französische Sportministerin Marie-George Buffet bei der Tour de France 1998 gemacht. Mit einem großen Aufgebot von Staatsanwälten und Polizisten hat sie der Tour-Familie rigoros klargemacht, daß die Welt des Sports kein rechtsfreier Raum ist. Die europäischen Sportminister scheinen dem französischen Beispiel folgen zu wollen. In Italien ermitteln die Staatsanwälte von Ferrara, Rom, Bologna und Venedig gegen prominente Sportmediziner, Funktionäre und Trainer. Die niederländische Regierung hat fünfzehn Sportverbänden die staatlichen Zuschüsse gekürzt, weil Bestimmungen zur Unterbindung von Doping fehlten. Auch der für den Sport zuständige deutsche Innenminister Schily hat einen harten Kurs zur Bekämpfung des Doping

Aber das muß freilich auch bedeuten: dem Glanz der Goldmedaillen zu widerstehen, die in möglichst großer Zahl das nationale Selbstgefühl heben sollen. Bisher war der Staat auf der Seite der Heuchler und hat den Sport mit seinen Leistungskriferien für die Mittelzuweisung ebenfalls unter Erfolgsdruck gesetzt. Die künftige Regelung der öffentlichen Sportförderung ist ein Knackpunkt erfolgreicher Anti-Doping-Po-

Nun könnte man annehmen, daß nur eine kleine Minderheit von Spitzen- und Profisportlern von einer subversiven Erfolgs moral geleitet werde. Untersuchungen über die Einstellung zu Regelverstößen zeigen jedoch: Bereits vierzehnjährige Breitensportler haben das Siegenwollen so stark verinnerlicht, daß Fairneß für sie ein hohles Wort ist. "Ich finde alles fair, was für mich von Vorteil ist", sagte ein Jugendfußballer, "Unfairneß gehört zum Geschäft. Ich werde lieber unfair Meister als fair Letzter." Wie der Hannoveraner Sportsoziologe Pilz herausgefunden hat, verfestigt sich diese Einstellung, je länger die Kinder und Jugendlichen bereits Mitglieder eines Sportvereins sind: "Es scheint in der Tat so, als erziehe auch der Wettkampf im Vereinssport immer weniger zu Fairneß und Kameradschaft, sondern eher zu Unfairneß und uneingeschränktem Erfolgs- und Konkurrenzdenken. Der Sport hat sich an die Normen und Werte der ihn umgebenden Leistungsgesellschaft, genauer Erfolgsgesellschaft an-

"Fairneß braucht das Land" – Warnfried Dettling forderte dies zu Recht. Doch seine Hoffnung, in der "Kultur des Sports" heute ein Vorbild fairen Umgangs zu finden. scheint zu trügen. Zumindest der zur Unterhaltungsindustrie mutierte Spitzensport wirkt eher durch Unfairneß exemplarisch. Als Leitwert hat das Fair-Play-Prinzip trotzdem nicht ausgedient. Allerdings darf es nicht länger nur als moralischer Appell an den einzelnen Sportler verstanden werden. "Erst eine Ethik, die die institutionellen Zwänge ins Visier nimmt", resümiert der Heidelberger Sportsoziologe Karl Heinrich Bette, und die Unfairneß "als strukturelles Phänomen anstatt als Charakterschwäche skandaliert, könnte dann in einem nächsten Schritt auch wieder von den Athleten moralisches Handeln verlangen."

Am 24. Juli 1998, vor dem Start zur 12. Etappe der Tour de France, protestieren die Fahrer gegen "pauschale Kriminalisierung" wegen des Doping-Skandals. Es war, wie sich später herausstellte, ein Akt falsch verstandener Solidarität.

mit ein Spiegel der englischen Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts und hatten, wie Kritiker meinen, ihren Ursprung in demselben Milieu sozialer Ungerechtigkeit.

Aus der Sicht der herrschenden Klasse jedoch war das Fair Play "ein sehr nützlicher Begriff", wie der Anglist Michael Shiels sagt. "Wenn man selbst die Spielregeln geschrieben hat, ist es natürlich von Vorteil, wenn man diese Spielregeln als Fair Play und die eigene Macht als eine gerechte Macht darstellen kann." So war es kein Wunder, daß die "underdogs" die Spielregeln bisweilen umgehen wollten auf dem Sportfeld wie im Leben schlecht-

Der im 19. Jahrhundert entstandene Fairneß-Begriff machte Karriere und wandelte sich, wie Willi Daume einmal gesagt hat, von einem "rein englischen zu einem weltbürgerlichen Begriff". In die Welt getragen wurde er nicht nur von sportbegeisterten Pädagogen und Beamten der britischen Kolonialverwaltung, nicht nur durch die populäre Literatur. Wegbereiterin für die internationale Ausweitung und Popularität der englischen Fairneß-Ethik war vor allem die olympische Bewegung. Dies ist nicht zuletzt der Bewunderung zu verdanken, die der Begründer der modernen Olympischen Spiele für das englische Erziehungswesen hegte. Bevor er seine olympische Mission erfüllte, unternahm Baron Pierre de Coubertin ausgedehnte Studienreisen nach England und Amerika, um den Sport an den dortigen Eliteschulen zu studieren. Neben dem Fair Play oder dem "Geist der Ritterlichkeit", wie er es nannte, gab er jedoch seiner Bewegung eine weitere Maxime mit auf den Weg, den Rekordgedanken des "Citius, Altius, Fortius" - "Schneller, Höher, Stärker": "Sport kann und darf nicht vorsichtig und zaghaft geübt werden, wenn er nicht an seiner Lebensfähigkeit Schaden erleiden soll. Man muß ihm die Freiheit des Austobens geben." Lediglich das Fair Play als "Begriff von Ehre und sportlicher Uneigennützigkeit" sollte den körperlichen Eifer der Athleten zügeln. Coubertin ahnte nicht, was die Sportsleute unter der "Freiheit des Austobens" verstehen würden.

losesten Sorte. Ich behaupte, daß die Linien, die den Strafraum markieren, eine Schande für das Spielfeld einer Public School sind."

Der Sport wurde zu einem gesellschaftli-

chen Ereignis, das immer mehr Zuschauer in die Stadien lockte. Das englische Fußball-Cup-Finale von 1872 hatten nur 2000 Zuschauer sehen wollen. 1901 barst der Londoner Crystal Palace, gefüllt mit 111 000 Leuten, aus allen Nähten. Soziologen haben festgestellt, daß die Ausbreitung des modernen Zuschauersports eine Folge der Industrialisierung war, eine Antwort auf Anonymität und Abstraktheit der modernen Gesellschaft. Inmitten einer immer undurchschaubarer werdenden Welt bietet der Sport gemeinschaftliche Orientierungen und spricht eine sinnfällige, verständliche Sprache. Er gewährt echte Teilnahme an einem dramatischen Geschehen, das Erleben von Spannung und die Möglichkeit, sich mit den Helden auf dem Spielfeld zu identifizieren. Der britische Romancier John Boynton Priestley beschrieb 1928 den Besuch eines Fußballstadions so: "Er verwandelte uns in Mitglieder einer neuen Gemeinschaft, in Brüder für eineinhalb Stunden, denn wir waren nicht nur jeder für sich der dröhnenden Maschinerie dieses armseligen Lebens entflohen, sondern gemeinsam mit den meisten unserer Kameraden und Nachbarn, mit der halben Stadt. Und da waren wir nun, miteinander schreiend, einer dem anderen auf die Schulter schlagend, und tauschten untereinander unser Urteil aus wie die Herren dieser Welt, nachdem wir uns durch ein Drehkreuz den Weg in eine andere und weit prächtigere Art des Lebens erkämpft hatten, das zwar quälend war vor Konflikten und dennoch herrlich und begeisternd in seiner Kunst."

Die massenhafte Teilnahme von Zuschauern setzte eine Dynamik in Gang, die den sportlichen Erfolg in den Vordergrund rückte und die Ideale des Fair Play aushöhlte. Die steigenden Zuschauerzahlen weckten das Interesse der Medien an einer Berichterstattung. Auch Politiker und Geschäftsleute betraten bald die Bühne des Sports, um sich den Ruhm der Erfolgrei-

ren gelingt selten; für die derzeit beliebtesten Erfolgsdrogen wie Erythropoietin (EPO) und Wachstumshormone konnte die Wissenschaft noch nicht einmal Nachweismethoden entwickeln. Bisweilen ist man dennoch fündig geworden, so am 8. Juli 1998 in Neuville-en-Ferrain, drei Tage vor dem Beginn der Tour de France. Französische Zöllner fanden in einem Fahrzeug des Radsport-Teams "Festina" mehr als 400 Ampullen EPO und andere verbotene Substanzen. Es folgte eine beispiellose Chronique scandaleuse, die auch einem breiteren Publikum offenbarte, was andere längst wußten, nämlich daß im Radsport das Doping zur Routine geworden ist. Doch, wie die französische Sportministerin Marie-George Buffet treffend anmerkte, "findet Doping nicht nur im Juli statt, und nicht nur bei einer Sportveranstaltung. 58 Sportarten sind betroffen."

In den zahlreichen Doping-Debatten des vergangenen Jahres wurden die ertappten oder geständigen Sünder meist als Einzeltäter abgetan. Thomas Bach vom Internationalen Olympischen Komitee (IOC) nannte etwa als Grund des Problems die "übersteigerte Eigenmotivation" der Missetäter. Selbst bei der "Drogen-Tour de France" 1998 wollten Radsportfunktionäre weismachen, es seien "nur einige schwarze Schafe", die sich unerlaubter Mittel bedienten wo doch klar geworden ist, daß die meisten Fahrer Dopingmittel nehmen.

Angesichts der Enthüllungen und Geständnisse ist die Einzelfalltheorie nicht plausibel. Doping ist keine Entgleisung einzelner charakterschwacher, erfolgsbesessener Athleten, sondern gehört unausweichlich zur Logik des Spitzensport. Die Rekordjagd hat den menschlichen Körper in vielen Sportarten längst an seine natürlichen Leistungsgrenzen gebracht. Dennoch werden die Ansprüche immer größer, angetrieben auch von der Aussicht auf das große Geld, das mit der Ware Sport zu verdienen ist. Wer im Geschäft bleiben will, muß Siege und internationale Bestleistungen liefern, und diese sind ohne Hormondiät immer schwieriger zu erreichen. Das wissen alle, die in dieser Branche tätig sind, und so

Der Autor ist Publizist und lebt in Heidelberg.